

Der Opferstein

Draußen hat der warme Hauch des Frühlings den späten Märzschnee, der über Nacht fiel, weggetaut. Nur in dem Gehölze, das am Bache in der sumpfigen Niederung steht, liegt er leicht auf dem buschigen Gezweige.

Ich hörte das Plätschern des fließenden Wassers, es murmelt und es singt sein uraltes Lied. Singt mir das Lied von dem Opferstein, der vom Moos bewachsen, halb in den Bach gestürzt, sein breites Brand- und Blutgesicht mir zugehrt.

Mit zitternder Ehrfurcht im Blute lege ich ihn frei. Ich sehe die Männer im Scheine der heiligen Flamme unter uralten Eichen in Gottergriffenheit, Runen im Gesicht, wie sie auch diesem Steine eingegraben sind.

Doch die Zeit dieser Schicksalstapferen schwand, und eine neue schmetterte im Krachen und Stürzen der heiligen Eichen den Bannfluch über den Opferstein. Männer in dunklen Kutten wälzten ihn in den Bach, der um ihn herum sich seinen neuen Weg suchte. Das heilige Wasser vermochte ihn nicht zu zernagen, die dunklen Männer, die mit Kriegsvolk eine neue Lehre brachten, hatten auch ihm seine Weihe genommen. Nur im Herzen der ureingefessenen Menschen lebte die Erinnerung fort und Flur und Bach blieb die „Hübscherel“.

Sinnend träumte ich in den Frühlingstag. Vom Geäst tropft der schmelzende Schnee, das Bächlein rinnt und rauscht.

Gebückt, auf eine Hecke gestützt, kommt ein altes Mütterchen näher. Was will das Weib an diesem entlegenen Ort. Sie sieht den Fremden auf dem Stein sitzen, aus dem die Zeit noch keine Pflastersteine geschlagen hat, weil er zu abseits liegt, und nickt mir freundlich zu.

„Die Hübscherel,“ sagt sie mit den blauen Augen, „das ist mir der allerliebste Ort, ich weiß nicht, warum ich so gerne hier weile.“

Mir schauderts durch die Adern. Der Urtrieb des Blutes zwingt diese Frau zu dem Orte, sie weiß nicht, warum. Berrufen soll er dazu noch sein; sie gehorcht einer inneren Stimme. Sie muß den Weg immer wieder gehen, schon ein Leben lang, zu dem alten heiligen Steine. Durch Jahrtausende erhielt sich der Drang im Blute. Sie weiß nicht, warum.

Drüben vom Dorfe schlagen zwei Kirchturmuhren. Die Mittagsglocken klingen durch die Luft.

Aus fernen Gedanken wacht das Mütterchen auf. Geheimnis im warmen Blick erzählt sie mir die Sage von dem Teufelsstein. Denn das Volk hat ja längst vergessen, in Kriegs- und Hungersnot das Schicksal des Opfersteines. Vorzeitlich, neu gestaltet und doch wieder veraltet klingt die Mär. Wie ein Gleichnis deutscher Schicksalsnot.

Der Teufel warf den Stein nach der zweiten neu erbauten Kirche, die kein Kreuz auf ihrem Turm trägt, doch er fiel zu kurz.

Längst hatte mich die Frau verlassen. Am fernen Ackerstrande holt sie die Ackerquecken aus dem lehmigen Boden. Manchmal gleiten ihre Blicke schauend in das Land.

Wie ein stilles Vermächtnis, wie ein Unrecht, das ich gut machen müßte, trug ich die Erinnerung an jene Stunde in mir fort.

Der große Krieg kam, wirbelte die Menschenschicksale wie dürre Blätter durch die Luft und ließ das meine in dem stillen Dorfe fallen, dem Dorfe jener alten Frau, das auch meinen Ahnen die Heimat war. Wie ein eiserner Pflug den jungfräulichen Boden, hatte er die Menschen aufgegriffen, und sie bluteten.

Sie suchte nach einem Steine, der ihr Schicksal verkünden könne auf Ewigkeiten und die Sprache der Not, des Todes, aber auch des heiligen Opfers für Vaterland und Kindesblut sprechen könne. Doch die Steine, die man

in den Werkstätten fand, die nach Geldeswert berechnet werden, dünkten diesen Männern zu schwächlich und gering. Und sie hörten auf meinen Rat.

Für jeden Toten pflanzten sie als Erinnerungszeichen einen Baum, der das Sinnbild ihres Wesens war. Die Mädchen gossen ihn mit Wasser aus der Hübscherel. Den Teufelsstein, in dessen halbverwittertem Gesicht man die heimlichen Zeichen fand, die Not und Tod eigenen Erlebens der eisernen Zeit in die schmalen Gesichter gegraben hatte, setzte man in die Mitte des jungen Heldenhaines. Frauen- und Mädchenhände legen immer wieder frische Blumenkränze auf den Stein, und die Männer stehen in Gedanken davor, und die Stimme des Blutes dämmert in ihnen wie ein junger Tag. Ein neuer Geist zieht seitdem durch das Dorf.

In dunkler Winternacht, wenn die Blitze zucken und die Stürme durch das Land brausen, wenn die Giebel knarren und die Bäume bis in die Wurzeln erbeben, wenn das Blut erschauert im Unsinn göttlichen Erschauens, kündet den aufhorchenden Menschen sich das eherne Schicksal unserer Vergangenheit und weist in die Zukunft. Dann ist es, als ob der alte Stein seine Stimme erhebe und geheimnisvolle Flämmchen von ihm züngelten.

Manchen Stein, der Schicksal bedeutet, Umkehr, sehe ich am Wege meines Volkes unbeachtet liegen, wie in der Hübscherel den Teufelsstein. Aber das Blut in unseren Adern hat seinen Weg um ihn geschlagen, wie das Bächlein in alter Zeit. Doch Söhne leben von dem Blute, das diese Steine in feinen Heiligtümern errichtete und seinem Gotte darauf das Dankopfer brachte, und sie setzen im knospenden Eichenhain das Sinnbild ewigen Heldentums, deutschen Schicksals, den Opferstein! W—I.

D' irschtn Schnieschuh

Wenn'ch amo et an Wintertag, a dan der Schnie unera Fühn ba jedn Schriet knirscht und quietscht und die frische Winterluft um d' Uhrn pfeft, daß sie juckn, oals welltn sie jedn Augenblick oabspringu, wenn'ch a su an Tag amo a men kleen Heimatdörfl hie und die jungu Burschn oauf der Bergwies' und oauf Scheffls-Lahn mit ehru Bratln tummln sah, do is merich doach groad, oals wenn die lechn zwanz's Juhr ne gwaß wärn.

Sallt woar ja no ne su a Lahn oauf dan eig'schneitn Feldern, und von Schnieschuhsporn wußt a unser Pflaig kaum der zahnte woas. Ich kaun't'n ja o oack aus Büchln und vo Bildern, und wie an Obd amo mei Bruder heem foam und soite, doach nomittg ener mit Schnieschuhn hnuern Kratschn lang a'foahrn wär, do sein mer zufoamm no ba Mondschein oauf d' Felder gang und hoan uns die Spur oagsahn.

Doas woar der Dastuf. Schun oauf'n Heemwaig hoach drüber noachsonn, wie'ch o zu sichn Dingern/komm kwant. 'n Voater wogt'ch su an Wunsch ne virzutroin; denn su a Poar Schnieschuh woarn a Wohnluhn, und d' Motter meent: „Ehr dürft oack mit der Hirsch oaufs Bergl gieh'n.“

Do blieb oack ees — falber a Poar Schnieschuh machn. Dan Obd hie'ch a men Bett ne glei eig'schlofn. Irscht müßt'ch men Ploan no ausoarbeite, und dano sog'ch mich schun an Geist von Wachberg und von Koahlberg saun.

'n anern Tag fing'ch oa zu bann. Zun Hölzern würdn a poar Bratln vo a Spulnkist g'nomm, und zun Dabhubln noahm'ch Voatersch kleen Hubl. A woar ja dernoch nemie ganz su scharf wie irscht, und weil no a poar Rajl (Nägel) an Bratln itackn, die'ch a men Eifer ganz übersahn hoatt, do woarn o a poar kleene Schoartn gwurn. Mei bief' G'wissen, doas'ch doasterwaig hoatt, schwund aber mit der Spoanung, die immer mieher wuchs, je näher 'ch 'n Ziel koam. Wie d' Bratln nu fert'g woarn, koam der Knoall-effekt: Wie sollt ich ba men Schnieschuhn d' Spizn biegn?